



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 12. Sonntag den 22. März 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hierfür fällig. Erziehungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Vierter Fastensonntag. — Das Band der Liebe. — Aus dem Kalender der Woche. — Was wollen die Gottesleugner? — Kinder-Disputation. — St. Joseph hilft. — „Kommet an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig aus.“ — Goltdörner. — Allerlei über Erziehung. — Der hl. Vater und die Kommunionkinder. — Epistel.

Wochenkalender.

- Sonntag, 22. März, 4. Fastensonntag.
- Montag, 23. März, Viktorian, Martyrer; Otto. †
- Dienstag, 24. März, Berta, Jungfrau. †
- Mittwoch, 25. März, Maria Verkündigung. †
- Donnerstag, 26. März, Ludgerus, Bischof. †
- Freitag, 27. März, Fest des heil. Blutes. Johannes von Damaskus, Kirchenlehrer. ††
- Samstag, 28. März, Johannes Kapistran, Sel. †

Vierter Fastensonntag. Jesus vermehrt Brode.

Evangelium Johannes 6, 1-16.

In jener Zeit fuhr Jesus über das Galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf einen Berg und setzte sich davor mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen erhob und sah, daß eine große Menge Volkes zu ihm gekommen war, sprach er zu Philippus: „Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen?“ Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen, denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: „Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas weniges bekomme.“ Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: „Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstebrode und zwei Fische hat; alle was ist das unter so viele?“ Jesus aber sprach: „Lasset die Leute sich setzen!“ Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, die sich niedergesetzt hatten, desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: „Sammelt die übriggebliebenen Stücklein, damit sie nicht zugrunde gehen.“ Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstebroden, welche denen, die gegessen hatten, übriggeblieben waren. Da nun die Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: „Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll!“ Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein.

Das Band der Liebe.

Welches Schauspiel auf dem Berge am See Genesareth! Fünf Tausend Männer lagern sich im Kreise und stillen ihren Hunger an dem Wunderbrot, erglücken alle von Liebe und Begeisterung zu dem großen Lehrer und Wunderdiener, stücken sich an, eine heilige Gewalt zu üben. Ihren geliebten Jesus im

Triumphe nach Jerusalem zu führen und als König ihn zu setzen auf den Thron seines Vaters David.

Und auf dem Berg des Altars thront derselbe Jesus, teilt allen das Wunderbrot mit und spendet durch seine Priester die hl. Kommunion, in der sein eigener Leib enthalten ist und sein kostbares Blut. Und dieses Mahl ist in Wahrheit das Band der Liebe, das uns aufs innigste mit Jesus verknüpft. Gerade darum wird dieses Geheimnis „Kommunion“ genannt, das ist Vereinigung. In der Messe hast du schon wahrgenommen, wie der Priester bei der Opferung dem Weine einen Tropfen Wasser beigemengt. Dieser Tropfen verliert sich vollständig in dem Weine und geht in ihm auf; so vereinigt sich in der Kommunion die Seele mit Christus. Mit der Braut im Hohen Liede kannst du in jenem seligen Augenblick sprechen: mein Geliebter ist mein und ich bin sein. Dein Ich wird gleichsam verschlungen und aufgehoben, und Christus an dessen Stelle gesetzt. Du darfst dir bei der Kommunion die Worte des Völkerapostels aneignen: ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!

Jene Seelen, die ganz in diesem Glauben schwimmen, welches Glück fühlen sie, welche Wonnen verkosten sie, welche Fortschritte machen sie. Da starb zu Lilla in Italien im Jahre 1903 die Dienerin Gottes Gema Galgani. „Wie Sie wissen“, schreibt diese fromme Jungfrau ihrem Seelenführer, gehe ich jeden Morgen zur heiligen Kommunion; es ist dies der einzige und größte Trost, den ich habe. . . Gibt es wirklich Seelen, welche nicht begreifen, was die heilige Eucharistie ist? Es ist geradezu unmöglich, daß es Menschen gibt, die bei so vielen Liebesbeweisen gleichgültig bleiben. . . Nicht wahr, diejenigen, die jemand außer Jesus lieben, sind Toren? Weist du, mein Gott, was eine liebende Seele in Trostlosigkeit verlieren kann? Der Umstand, daß sie dich nicht genug lieben kann.

Steige nochmals auf den Berg zum Heiland und zum Volk. Durch jene gemeinsame Mahlzeit wurden die Gäste nicht nur mit dem Heiland verbunden, sondern auch untereinander. Alle waren sie bejeelt von dem nämlichen Glauben an den Heiland, von derselben Begeisterung, von demselben Willen, ihm zu dienen und nach seinen Grundsätzen zu leben; auch gab es unter ihnen keine Zwistigkeiten oder Mißhelligkeiten, sondern jeder bemühte sich, dem andern eine Gefälligkeit oder Artigkeit zu erzeigen; alle fühlten sich in der

Nähe des Heilandes wie Kinder einer Familie, die in gegenseitiger Liebe um den Vater sich scharen.

Und dazu hat Christus auch die hl. Kommunion eingesetzt: sie soll die Gläubigen umschlingen und verknüpfen durch das Band der Liebe. Alle, die zum Tische des Herrn hinzutreten, werden mit einander verbrüderet und verschwistert. Es ist nicht ohne Sinn und Bedeutung, daß der Heiland nach dem Genusse seines Leibes seine Jünger zur Bruderliebe ermahnt hat. „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet.“ (Joh. 13, 34.) Und bringt nicht der hl. Paulus die Kommunion in engste Verbindung mit der Bruderliebe? Schlage den ersten Korintherbrief auf (10. 16.), wo der Apostel an die Gläubigen die Frage stellt: der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Mitteilung des Blutes Christi, und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Mitteilung des Blutes Christi? Also sind wir ein einziges Brot und ein einziger Leib, wir viele, die wir teilnehmen an dem einen Brode. — Es ist der Heiland, den wir empfangen, will Paulus sagen; sein Leib, den wir genießen unter Brodgestalt, sein Blut, das wir trinken unter Weinsgestalt; nun empfangen aber alle den nämlichen Leib und das nämliche Blut, und darum werden alle, die an diesem Mahle teilnehmen in geheimnisvoller Weise ein Leib und eine Seele werden zu einer geistigen Gemeinschaft verbunden wie die Steine zu einem Gebäude, wie die Zweige zu einem Baume. Predigen nicht schon die Geualten von Brot und Wein diese schöne Wahrheit? Siehe, die vielen Weizenkörner geben das eine Brot, und die vielen Traubenbeeren geben den einen Wein. So sollen die vielen Gläubigen durch die Kommunion ein Herz und eine Seele werden. Erinnere dich, daß die Apostelgeschichte diese hl. Eintracht den ersten Christen nachrühmt. „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele und keiner von ihnen nannte etwas sein eigen von dem, was er besaß, sondern sie hatten alles gemeinsam.“ (Apg. 4, 32.) Und diese Gemeinschaft des Herzens und des Vermögens war offenbar eine Frucht der Gemeinschaft des Gottesdienstes, eine Frucht der Gemeinschaft des Gebetes, eine Frucht der gemeinschaftlichen täglichen Kommunion. Denn „täglich verharren sie einmütig im Tempel und brachen das Brot in den Häusern und nahmen Speise in der Einfachheit des Herzens.“ (Apg. 2, 41.) Und an einer anderen Stelle heißt es: „Sie verharren in der Lehre der Apostel

und in der Gemeinschaft des Brotbrechens.“ (Apg. 2, 42.)

Die Zeit ist gekommen, wo die Kirche dich rufst zum Tische des Herrn, dich verpflichtet zur hl. Osterkommunion. Möge sie für dich werden, was ihr Name besagt: eine Vereinerung mit Christus, eine Vereinerung mit den Brüdern Christi, ein Band der Eintracht und der Liebe. Möge Christus dein Herz so sehr an sich ziehen, so sehr in Besitz nehmen, daß die Freuden der Welt dir vorkommen wie Schweinesutter und die Sünden wie Straßentot. Und daß ja kein Stachel der Feindschaft in deinem Herzen stecke gegen deinen Nachbar, deinen Mitbürger, deinen Konkurrenten, die ja alle gleich dir zum nämlichen Tische hinstreten, gleich dir das nämliche Mahl genießen. Möge durch die hl. Kommunion alle Katholiken als fruchtbare Reben eingepflanzt werden in Christus den Weinstock des Lebens.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Ein dreifacher Ruf aus der Höhe.

Den 25. März feiert die Kirche das Fest Maria Verkündigung. Dieser Tag erinnert an den Beginn des Heiles, an den Anfang der Erlösung, denn in dem Augenblicke der Verkündigung nahm Gottes ewiger Sohn Fleisch und Leben an aus Maria der Jungfrau. Ohne die Botschaft des Engel Gabriel in dem stillen Hause zu Nazareth hätte es keine Engels-Botschaft gegeben aus Bethlehems Fluren; unterblieben wäre des Engels Kunde am offenen Grabe: „Er ist auferstanden! Er ist nicht hier!“ So ist auch innigste die demütige Jungfrau Maria mit dem ganzen Erbsunatswerke verknüpft — ihre Zustimmung bei der Verkündigung des Engels, die sie mit der gottgegebenen Antwort: „Mir geschehe nach deinem Worte“ kund tat, eröffnete der sündenbeladenen Menschheit den neuen Ausblick auf bessere, gottgesegnete Zeiten.

Doch der wohlunterrichtete Christ erinnert sich nicht nur an diesem Festtage des Besuches des Himmelsfürsten Gabriel bei der Keinen und Makellosen. Täglich, ja dreimal täglich denkt er an das wichtige Ereignis, so oft nämlich die Glocke hoch vom Turme morgens, mittags und abends den „Englischen Gruß“ läutet; er hält inne in seinem Tagewerk, entblößt das Haupt und betet still den „Engel des Herrn“. Denn zur Erinnerung an die Verkündigung des Engels ist ja das dreimalige Läuten eingeführt.

Wie sinnreich ist doch diese alteingeführte Sitte! Des Morgens, wenn die Dämmerung dem leuchtenden Tage zu weichen beginnt, ruft die Glocke die Herzen wach zu Gott, ihrem Erschaffer; des Mittags mahnt ihr eherner Schall, ein Weilschen innezuhalten in des Tages Arbeit und wegen der irdischen Sorgen nicht der ewigen Bestimmung zu vergessen; des Abends kringt sie hinaus in die christliche Gemeinde mit der Aufforderung, den Tag mit Dank gegen Gott und seine alles behütende Vorsehung zu beschließen. Und das Gebet zu dem ihr Klang ruft, weist zugleich auf diejenige hin von der das Heil der Welt seinen Ausgang genommen, auf die Kettlerin und die Zuflucht der Sünder.

So sorgt die Kirche durch das Angelusläuten, daß die Gäubigen Tag für Tag ihrer ewigen Aufgabe gedenken. Schön heißt es über die erste Stimmung, die bei dem Klange der Aveglocke im Herzen aufsteigt, in einem Gedichte von J. Sigmund:

„Da leg' ich meine Hand auf's Herz mit Zagen,
Als wöhl' ich prüfend in das Inn're schaun;
Wird dann in jener Stunde dir nicht graun,
Wenn diese heinen Pulse ausgeklagen? —
O könnte ich mir offen dann gestehen:
Es war mein Lebensabend all entlang
So hell und rein als wie der Glocke Klang —
Dann will getrost zur ew'gen Ruh' ich gehen.“

Der Kalenderichreiber.

Was wollen die Gottesleugner?

Antwort: 1. Die Gottesleugner möchten diesem großen Gott die Herrscherkrone vom Haupte schlagen. Sie sagen: „Es gibt keinen Gott!“ Er hat uns nicht erschaffen; wir haben uns aus eigener Kraft aus dem Terte entwickelt. Wir brauchen keinen Schöpfer in Himmelsböhen! Die Gottesleugner sind also Räuber; denn Gott ist der Schöpfer der Welt und bleibt es; jene aber rauben ihm diese Ehre.

2. Die Gottesleugner möchten Gott den Herrn vom Throne stoßen, vernichten, aus der Welt schaffen, sein Andenken in den Menschenherzen tilgen. Sie sind somit wahre Revolutionäre. Sie können Gott nicht vernichten, dafür ist Gott zu groß; aber sie möchten es, diete Toren! Wie wenn einer mit einem Messer den Montblanc zerichneiden, oder mit einem Hammer das ganze Alpengebirge zermolmen wollte, der Tor! Gott bleibt dennoch ihr Herr; aber sie empören sich gegen ihn.

3. Die Gottesleugner leugnen auch jede Abhängigkeit von Gott. Gott habe ihnen keinen Glauben und keine Gebote vorzuschreiben! Sie nennen das „Freiheit“ und es ist doch nur Frechheit und Zügellosigkeit. Sie möchten unabhängig sein; sie bleiben aber an die Sittengesetze gebunden wie jeder andere Mensch. Sie rütteln zwar an den Ketten, wie ein Kettenhund, aber die Ketten sind unzerreißbar. Sie werden alle von demselben Gott gerichtet, von dem sie sich losreißen wollten.

4. Die Gottesleugner schreiben sich selber zu, was sie nur der Güte Gottes verdanken: ihren Verstand, ihre Zunge, ihr Auge, ihre Gesundheit, ihr Kraft und Reichtum. Das ist Lüge und schwarzer Undank.

Es bleibt ewig wahr, daß auch der Gottesleugner alles Gute Gott verdankt. Aber davon will er nichts wissen. — In all diesem hat der Gottesleugner unrecht und er sündigt dabei gegen sein eignes Gewissen. Darum saut mit Recht der hl. Paulus, daß die Gottesleugner „unentschuldigbar“ sind (Röm. 1, 20). Sie wissen wohl, daß es einen Gott gibt, aber sie wollen keinen Gott.

Es kann ja geschehen, daß ein Mensch, der ohne Religion auferzogen wird, eine kurze Zeit lang ohne die Kenntnis von Gott lebt — aber ange kann ihm der liebe Gott nicht verborgen bleiben. Er erkennt bald seinen Gott, und wenn er ihm dann nicht dienen will, so ist er ein Frevler und ein großer Sünder vor dem Herrn.

Dieter Raub, diese Empörung, diese Zügellosigkeit, dieser schwarzer Undank ist Sünde und bleibt Sünde in Ewigkeit.

Kinder-Disputation.

Parabel aus dem 17. Jahrhundert von Clemens Brentano.

Ein Knabe hatte viel von einem gelehrten Wanderdoktor der Weltweisheit gehört. Da es schon die halbe Weisheit ist, einen Weisen zu fragen, ruhle er nicht eher, bis er den Doktor der Weltweisheit zu Gesichte bekam, und er bat ihn, ihm, einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine. Der Doktor lächelte und war bereit, dem einsältigen Knaben zu dienen; die Disputation geschah auf offenem Markte unter vielen rechtchaffenen Leuten. Die Unterredung fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?“
Doktor: „Ein guter Freund.“
Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?“
Doktor: „Der die meisten Bücher gelesen hat.“
Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dämmsie in der Welt?“
Doktor: „Der am wenigsten weiß.“
Knabe: „Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?“
Doktor: „Der Doktorstand.“
Knabe: „Nein, der Christenstand. — Welches ist die größte Kunst?“
Doktor: „Die Welt wohl zu regieren.“

Knabe: „Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Wer ist der Reichste auf Erden?“

Doktor: „Der das meiste Geld hat.“
Knabe: „Nein, der genug hat an jedem. — Welches ist das mächtigste Tier?“

Doktor: „Der Löwe.“
„Nein, das Würmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Tier trinkt das unruhigste Getränk?“

Doktor: „Der Fisch, der das Meer trinkt.“
Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt.“

Als die Umstehenden dem Knaben immer mehr Beifall klatschten, ward der Doktor unwillig und sagte:

„Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können. Aber jetzt will ich dich auch fragen.“

„Das tue“, sagte der Knabe, „damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schuldig bleibst.“

Da lachten die Leute, und es fragte der Doktor: „Wie groß ist die Welt?“

Knabe: „So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.“

Doktor: „Hängt, steht oder schwebt die Welt?“

Knabe: „Der sie umspannt der hält sie auch.“

Doktor: „Was hat Gott getan, eh' er die Welt erschaffen?“

Knabe: „Er hat Ruten gebunden, den eiteln Borwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Einnalt in Verirrung führt.“

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen. Der Doktor zog sich beschämt zurück.

St. Joseph hilft.

(Nach einer wahren Begebenheit erzählt.)

(Schluß.)

Nach seiner Privatstunde bei Lehrer Koth lenkte er eines Tages seine Schritte zum Pfarrhause, das in einem wohlgepflegten Gärtchen nicht weit von der Kapelle lag.

Er schellte, und die betagte Schwester des guten allbeliebten Pfarrers Paulus öffnete.

„Kann ich mit dem Herrn Pfarrer sprechen?“ fragte bescheiden der schüchterne Joseph, und Schwester Gertrud führte ihn in das Studierzimmer des Bruders.

Freundlich hieß der Pfarrer Paulus Joseph willkommen und trugte ihn nach seinem Begehre. Schluchzend vor Tränen konnte dieser kaum Worte hervorbringen.

Endlich jedoch trug er dem Pfarrer den Grund seines Kommens vor. Der würdige Herr, der stets ein mitleidiges Herz für den Kummer seiner Mitmenschen hatte, nahm Josephs Hand in die rechte, sah ihm in die tränenschwimmenden Augen und sprach: „Du sollst Lehrer werden. Zwar habe ich auch nicht das Geld, das du im Seminar brauchst, aber hoffentlich wird Gott uns noch Hilfe senden. Sei nur recht fleißig und vertraue auf Gott. Ich werde mit deiner Mutter sprechen! damit du zugleich etwas verdienst für deinen kranken Bruder, kannst du täglich zu mir kommen und meinen kleinen Neffen Regidius im Schreiben und Lesen unterrichten. Dafür erdhältst du täglich eine Mark, mehr verdienstest du ja auch als Schreiber nicht.“

Freudig und voll Dank gegen Gott und den guten Pfarrer eilte Joseph nach Hause, und die Mutter sowie der kranke Bruder verdoppelten seine Freude durch ihre Zustimmung und Teilnahme.

Täglich eilte nun Joseph ins Pfarrhaus, den kleinen Regidius zu unterrichten. Die übrige Zeit war er in der Schule, wo er fleißig Heterdienste verrichtete, oder er lag auf seinem stillen Schlafkammerlein neben dem blumengeschmückten Märchen und studierte oft bis tief in die Nacht hinein. Fast jeden Morgen sah man Joseph in der Kirche andächtig dem hl. Opser folgend.

Am Sonntag Nachmittag aber zog er mit seinen Kameraden hinaus in den Wald und vergnügte sich nach Herzenslust. Nie lehrte er jedoch zurück ohne einen Käfer oder Schmetterling oder einen seltenen Stein oder eine Blume für eine Sammlung mitzubringen.

Joseph wurde inzwischen 16 Jahre alt.

Eines Morgens sprach der Pfarrrer zu ihm: „Wie wär's, Joseph, wenn du für diesen Sommer eine Privatlehrerstelle bei meinem Freunde Bredon in Frankfurt a. M. annehmen würdest. Du unterrichtest dort dessen zehnjähriges Söhnchen Hermann und verdienst den Monat bei freier Station sechzig Mark.“

Josephs Augen leuchteten hell auf. Sechzig Mark war schon ein reiches Kapital, mit dem er seine Mutter unterstützen konnte. Doch Frankfurt war viele Meilen von Höhscheid entfernt, und Joseph war nie von Hause fortgewesen.

Aber alles das wollte er gerne ertragen, wenn er nur seiner Mutter helfen und seinem Ziele näher kommen könnte.

Es war ein herrlicher Junimorgen. Da schritt Joseph durch die wogenden Kornfelder, in denen feurige Klatschrosen und bloue Kornblumen das Auge angenehm berührten. Eine muntere Lerche richtete trillernd ihren Flug gen Himmel und sang dem Schöpfer ihr Morgenlied.

Jwar war der Abschied von der Mutter und dem kranken Bruder Joseph schwer gefallen, bald aber flog sein Sinn weit hinaus zur alten Stadt Frankfurt, die er aus der Geographie und Geschichte hinreichend kannte.

Um acht Uhr kam der Schnellzug an der Station L. angebraut, um mit vielen anderen Reisenden auch Joseph Berger in ein Coupé dritter Klasse aufzunehmen.

Der Rhein war bald erreicht. Bis zum Siebengebirge, das mit dem gegenüberliegenden Södeberg eine prächtige Porta Rhenania bildet, war Joseph schon früher gekommen. Weiter hinaus aber boten sich seinem Auge immer wieder neue herrliche Landschaftsbilder.

Der Rheingau war endlich erreicht. Weiter hinaus an herrlichen Nebenaeländen vorüber bis Bingen, dann den Main hinauf, und punkt zwölf Uhr lief der Schnellzug in dem Riesenbau des Frankfurter Hauptbahnhofs ein.

Das war ein Gewoge von Menschen in den weiten Bogenhallen, wie Joseph es noch nie gesehen hatte.

Neben dem Perronschaffner bemerkte Joseph bald unter den Hunderten von fremden Gesichtern den Fabrikbesitzer Bredon, den er wiederholt als Gast bei Pfarrrer Paulus erleben hatte. Herr Bredon war mit seinem Söhnchen Hermann gekommen, den neuen Lehrer abzuholen.

Nun wurde die vor dem Hauptportale vorgefabrene Kutsche bestiegen, und dort ging's durch die herrlichen Straßen Frankfurts zur Wohnung der Familie Bredon, in der Joseph mit allen Ehren empfangen wurde. Jwar meinte man an ihm noch einige Verlangenheit im Verlehr mit die'er seinen Familie; doch schwand dieselbe bald, und die im Pfarrhause zu Höhscheid erlernten besseren Umgangsformen kamen ihm hier gut zu statien.

Den ersten Nachmittag in Frankfurt kam Joseph kaum zu sich selber.

Herr Bredon machte mit ihm und seinem zukünftigen Schüler eine Tour durch die Stadt. Joseph, der solche Herrlichkeiten wie die schönen Gemälde im Dome, den Römer, den Palmengarten und das Opernhaus zum er'enmale sah, war ganz Auge und Ohr, zeigte aber in seinen Gesprächen auch schon manche Kenntnisse in der Geschichte und der Naturkunde.

Der Rückweg führte auch am Hirschgraben, am Geburtshause Goethes vorbei, das an einem der folgenden Nachmittage eingehend besichtigt wurde.

Das Abendessen war vorüber und Joseph begab sich auf sein Schlafzimmer im vierten Stock.

Unter ihm lag die Stadt wie ein Flammenmeer von Lichtern, und nicht genug konnte er die herrliche Beleuchtung bewundern.

Dann packte er seinen Koffer aus, ordnete seine Kleider und Wäsche im Kleiderschrank, legte seine Bücher auf den Tisch und stellte an einen Ehrenplatz das Bild des heiligen Joseph.

Bevor er sich niederlegte, kniete er dann vor der Statue des hl. Joseph nieder, und wie gewöhnlich, so endete auch jetzt sein Gebet mit den Worten: „Heiliger Joseph, hilf mir, daß ich Lehrer werde!“

Die kommenden Monate boten für Joseph Arbeit genug; doch er fand noch manche freie Stunde, die er durch eifriges Studieren nützlich ausfüllte.

Eines Tages lernte er einen Lehrer Salzmänn in Frankfurt kennen, der Joseph bald lieb gewann und ihm bereitwilligst unentgeltlich Unterricht erteilte. Auch die musterhafte Schulkasse des Lehrers Salzmänn durfte Joseph fast täglich besuchen, um sich in das Schulleben einzugewöhnen.

Eines Abends kam Joseph wieder zu Lehrer Salzmänn. Nachdem der Unterricht beendet, sprach dieser: „Du heißt ja Berger, nicht wahr! Wo wohnst du denn?“

„In Höhscheid im Bergischen Lande, fünf Stunden von Köln,“ gab Joseph zur Antwort.

„Woher war denn dein Vater?“

„Mein seliger Vater war aus Höhscheid; mein Urgroßvater aber war von der Ahr; er ist im Jahre 176* mit einem Graten Edelkamp bei dem er Hufschmied war, nach Höhscheid gezogen!“

„Wie hieß denn dein Urgroßvater?“

„Der hieß auch Arnold Berger wie mein Vater,“ gab Joseph zurück.

„Jh,“ sagte Salzmänn, „weißt du, warum ich so vorwichtig bin!“ Auch ich bin von der Ahr zu Hause.

Auf Schloß Sch* hat man nun im vorigen Jahre unter den alten Akten ein Testament gefunden, in welchem einem direkten Nachkommen des Hufschmiedes Arnold Berger, der studieren will, 2000 Mark übermacht werden, da Arnold Berger im Jahre 174* den Sohn des Graten Edelkamp vom Tode des Ertrinkens in der Ahr rettete. Das Haus bei A. . . , welches diesen Wert besitzt, ist jetzt im Besitze des Bischoflichen Stuhles in Trier, wird aber sofort abgetreten, wenn der vorgezeichnete Fall eintritt.“

Joseph fiel bei dieser Nachricht beinahe in Ohnmacht. Nun war es ihm auf einmal klar, was sein Vater einstmals der Mutter von einer Stiftung erzählte, die zu Gunsten der Berger'schen Familie gemacht sei, aber nicht mehr nachgewiesen werden könne.

Als Joseph nach Hause gekommen war, hatte er nichts eiligeres zu tun, als diese frohe Nachricht in die Heimat zu berichten.

Die Antwort ließ diesmal etwas länger als gewöhnlich auf sich warten. Da kam ein Brief von Pfarrrer Paulus. Dieser berichtete Joseph, daß er der Stiftung wegen beim bischöflichen Stuhle in Trier schon die nötigen Schritte getan habe. Der Brief aber enthielt auch die traurige Mitteilung, daß Josephs ältester Bruder wohl nicht mehr lange zu leben habe und er sich dabei auf die schlimmste Nachricht gefaßt machen müßte. Nach wenigen Wochen erhielt Joseph die Todesbotchaft seines Bruders. Er weinte seinen Schmerz in der stillen Kammer aus und betete vor der Statue des hl. Joseph für die Seelenruhe des Verstorbenen wie er vor der derselben jeden Abend eine glückliche Sterbestunde für den Bruder ersleht hatte.

Die Sache mit der Stiftung hatte ihre Wichtigkeit; die 2000 Mark wurden für Joseph flüssig gemacht, er reiste in die Heimat zurück und trat dann im Herbst in das Lehrerseminar ein.

Nachdem er die drei harten Seminarjahre hinter sich hatte, wurde er wirklich Volksschullehrer und ward als solcher geliebt von seinen Schülern und wegen seines edlen Charakters, seiner guten Grundsätze und seiner umfassenden und gründlichen Kenntnisse geachtet und geehrt

von der ganzen Gemeinde. Sein Einkommen teilte er mit seiner alten Mutter und wenn er aus der reizenden Badestadt a. d. Rhein — wo er angestellt war — zu seiner Mutter in die Ferien kam, so galt sein erster Besuch dem alten Pfarrrer Paulus und dem alten Lehrer Roth, die Gott als seine Werkzeuge benützt hatte, Joseph zu seinem Berufe zu führen.

Die Statue des hl. Joseph aber, vor welcher er so oft um die Erreichung seines Zieles gebetet hatte, erhielt auch in der Lehrerwohnung einen Ehrenplatz, mancher Blumenstrauß stand davor, und oft wenn es galt Mittel und Wege zu einem schweren Ziele zu fin en, rief der brave Lehrer seinen Schülern: „Gebet zum hl. Joseph, er ist ein mächtiger Fürsprecher bei Gott!“

„Kommet an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig aus.“

Woll Freude waren die Jünger des Herrn hinausgegangen auf das Land und hatten kein Wort overländet. Zu zweien sandte sie der göttliche Heiland aus, damit sie arbeiten und ihre Kräfte üben sollten für den hl. Dienst Gottes; sie trieben Teufel aus, saubten Kranke mit Del und heilten sie. Und als sie wieder heimkamen, war des Erzählens kein Ende; alles wollten sie ihrem hl. Meister berichten: Von ihren Erfolgen, von dem Staunen der Menae, von der Größe der Wunder, von ihren Arbeiten und ihren Tüchtigkeiten. Er hörte ihnen voll freudiger Anteilnahme zu, und dann nahm er sie zur Seite und sprach: „Kommet an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig aus.“

Du bist wohl auch viel beschäftigt im Hause von morgens früh bis spät abends, oder du gehst in ein Geschäft, in eine Fabrik, an die Arbeit. Bist du da nicht müde geworden? „Komme an einen einsamen Ort,“ abseits von der Straße und der Menge, das tut deiner Seele gut — beim einsamen brennenden Lichtlein vor dem Tabernakel. Nach den sechs Werk- und Arbeitstagen gehe am Sonntag an den einsamen Ort gehe zur hl. Kommunion, halte Fast beim guten Hirten — du bist so müde. Wie gut es sich da rasselt! Nur das leise Klingeln am Altare, das Blättern des Buches unterbricht die Stille. Im Chorstuhle kniet gerade ein Priester, am Tage zuvor war er bis spät abends auf dem Posten; auch er hört seinen Meister rufen: „Komme an einen einsamen Ort.“ Komme auch du!

Es ist Abend. — Du hast vielleicht ein Viertelstündchen oder ein paar Minuten Zeit. Komme, halte Fast beim Einsiedler im Tabernakel. Wie tut das der Seele wohl!

„Ruht ein wenig aus.“ Ihr habt es verdient. Der Dienst Gottes strengt an, ihr braucht Ruhe. Bist das nicht auch für unsere ruhelose, unfläte Welt? Hastend eilt die Welt vorwärts, eines drängt das andere, wie die Züge auf den Schienen, jagt eines hinter dem andern her. Der Heiland ladet ein: „Ruht doch aus, haltet einmal ein! Nur ein wenig!“ Nicht lange, und dann beginnt die Arbeit wieder von vorne. Es ist die Ruhe der Biene, die still sitzend ihre Kräfte sammelt zum neuen Ausflug; es ist die Ruhe des Luftschiffes, das geborgen in der Halle neue Antriebskraft sammelt, um stolz wie ein Adler in die Lüfte steigen zu können.

„Ruht ein wenig aus,“ gönne deiner Seele recht oft diesen Ort, diese kurze Ruhe vor dem ewigen Lichte; sie bringt dir neue Lebenskraft, Arbeitskraft und Schaffenskraft. Und wenn du müde wirst, denke an das Wort deines Meisters: „Kommet an einen einsamen Ort und ruht ein wenig aus.“

Goldkörner.

Menschen von keinem Gefühl bezaubert durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des andern, durch Eraten seiner leibtesten Wünsche, durch eine stete Ausopferung ihrer eigenen, durch Getätigkeiten, deren seines Beslecht sich immer jester und sanfter um unser Herz legt.

Die heilige Familie, Das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Erziehung. Eine und keine Stiefmutter.

Die Stiefmütter stehen in sehr üblem Ruf: man denkt sich darunter zweite Frau, welche gegen die aus erster Ehe stammenden Kinder Abneigung haben, sie hinstutzen und mißhandeln. Daß diese öffentliche Meinung sich hat bilden können, hat jedenfalls seinen Grund, beruht auf der Erfahrung daß in der Regel Mütter ihre leiblichen Nachkommen lieber haben und liebevoller behandeln, als die ongeheirateten Sprößlinge des Mannes. Natürlich mag das sein, aber gut und recht ist es nicht. Wenn Gottes Fügung einem Weibe erziehungsbürdige Kinder zuführt, deren Mutter er zu sich genommen hat, so legt er ihm damit die Pflicht auf, wahrhaft Mutterstelle an ihnen zu vertreten, sich mit zärtlicher Liebe ihrer anzunehmen, sie mit der nämlichen Sorgfalt zu pflegen und zu erziehen wie ihre eigenen. Leicht ist das gerade nicht; aber Gottes Wille ist es, und eine Frau, die Religion hat und fromm ist, hält sich entschieden an Gottes Gebot, darf aber auch vertrauen, daß die göttliche Güte, die Gnade ihr zur Seite stehe, die sie befähigt, zu vollbringen, was ihr aufgelegt ist. Daß es einer gläubigen Stiefmutter möglich sei, mit den mitgebrachten Kindern ihres Gatten nicht so, wie man „stiefväterlich“ nennt, umzugehen, sondern ihnen mit aufrichtiger, warmer und opferwilliger, mit mütterlicher Liebe zugehen zu sein, davon soll uns eine Stieftochter überzeugen, welche in ihrem Tagebuch aus ihren Kinderjahren erzählt, was ich eu- im folgenden berichten werde. Auch diejenigen, welche keine Stieftochter besitzen, können aus dem Berichte Gutes lernen: vielleicht seid ihr einem oder dem andern eurer leiblichen Kinder aus irgend einem Grunde nicht so recht gewogen, empfindet aus einer eingebildeten oder wirklichen Ursache eine gewisse Abneigung gegen daselbe; es wird euch dann nicht schwer werden, von dem Erzählten Anwendung auf dieses Mißverständnis zu machen und nach dem vorgeführten Muster euer Verhalten zu reellen.

Margarete und Richard, die unmündigen Kinder eines wohlhabenden Beamten, waren durch den Tod mütterlos geworden und wurden vom Vater einstweilen der Obhut einer älteren Magd anvertraut. „Matteil Sabine“ mochte sich vielleicht Hoffnung gemacht haben, Stiefmutter zu werden; als sie aber gewahrt wurde, daß eine in der Nachbarschaft wohnende „Lante Hedwig“ die zukünftige Gemahlin ihres Herrn werden sollte, wachte sie Mißtrauen gegen dieselbe in die Herzen der Pflegerinnen. Leider gelang ihr dies vollständig bei dem neunjährigen Mädchen; sie erzählte Märchen von bösen Stiefmüttern, machte es aus das Gebahren einer Nachbarin aufmerksam, welche in der Tat „stiefmütterlich“ handelte, ja mißbrauchte die Freude des Kindes an dem beliebten Blümchen Penée, welches der Volksmund vielleicht deswegen, weil seine Zeichnung weit geöffneten, streng dreinblickenden, sogenannten „Glozugen“ gleicht, „Stiefmütterchen“ heißt, zu mancherlei Neckereien und Stichelreden. Durch diese boshaften Einflüsterungen hatte Sabine es dahin gebracht, daß Gretchen dem Vater, welcher den ersten Besuch der künftigen Hausfrau in kluger Weise ankündigte und zur Artigkeit gegen dieselbe ermahnte, trotz der Widerrede gab: „Ich will keine Stiefmutter! Es gibt nur eine Mama und die ist im Himmel!“ Dieser Stimmung entsprach des Kindes Benehmen bei den künftigen Begegnungen, bei der Hochzeit, beim Einzug der Neuwermählten ins Haus: es blieb scheu, zurückhaltend, abstoßend trotz der freundlichsten Behandlung der zweiten Mutter. Die eifersüchtige fetterliche Haushälterin hatte das Wort des Mißtrauens tief in die Seele des Mädchens gesenkt und es währte lange, bis es der geduldigen Liebe gelang, das Unkraut gänzlich auszurotten. Gewiß

verurteilt ihr mit mir Sabinens satanisches Verhalten; seid aber auf eurer Hut, daß ihr unter ähnlichen Umständen nicht ähnlich handelt oder euch nicht Gleiches begehe. Meistens tragen fremde Personen oder nahe Verwandte die Schuld, wenn Kinder sich einer Stiefmutter nicht recht anschließen; Vorurteile von Eltern oder Geschwistern der ersten Frau, welche die rechtmäßige Nachfolgerin der letzteren gern wie einen unberechtigten Eindringling in die Familie ansehen, oder Hysterien von Beuten, die durch die neue Ehe sich irgendwie für beeinträchtigt halten, stecken gewöhnlich dahinter, wenn es namentlich zwischen jüngeren Stiekindern und ihren von Gott ihnen zuerwählten Erziehern nicht recht stimmen will. Es ist eine große Verantwortung, unbefangene arglose Kinderherzen gegen solche einzunehmen und aufzuheben, deren Autorität sie nun einmal nach göttlicher Anordnung unterstellt sind und von deren liebevoller Fürsorge ihr zeitliches und ewiges Wohl unwiderruflich abhängt.

Der frommen Frau Hedwig fehlte es an dieser übernatürlichen Liebe nicht und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, sie an Richard und Margarete zu betätigen. Der Knabe fand sich schnell in das neue Verhältnis und zeigte sich gefügig und schmiegsam. Margarete aber gewöhnte sich nur mit innerem und äußerem Widerstreben daran; Sabinens Einfluß auf sie war eben allzu stark. Zartfühlend hatte die Herrin des Hauses vor ihrem Einzug ein Kabinet herrichten lassen, worin das Bild ihrer Vorgängerin aufgehängt und alles aufgestellt wurde, was die Erinnerung an letztere festzuhalten geeignet war. „Margarete, das ist dein Stübchen, hatte sie am Tage ihrer Ankunft zu ihrem Stieftöchterchen mit gedämpfter Stimme gesagt, nahe, ganz nahe bei mir. O, möchte dein Herz mir auch bald so nahe sein!“ Und dann hatte sie zu dem Bilde aufgeblickt und mit Tränen in den Augen den Segner zu demselben emporkesand: „Ach, wenn du bei Gott bist, erlebe mir von ihm die Kraft, dein Kind so zu lieben und zu erziehen, wie du es tun würdest, wäreit du noch auf Erden! Diese zarte Rücksichtnahme auf ihre „Mama im Himmel“ blieb nicht ohne Eindruck auf Margaretes Herz, aber die Stiefmutter „Mama“ zu nennen, das brachte sie doch nicht fertig, sie wußte diese zärtliche Anrede stets zu umgehen.

Kurz nachher sah man Frau Hedwig in der Mitte von Richard und Margarete in der Frühe zur Kirche gehen. „Da bringe ich Ihnen meine Kinder!“ Mit Betonung der beiden letzten Worte stellte sie dem Bekehrer beide vor. „Gott segne Ihr Mutteramt! lautete die Segenrede. Wir wollen treulich zusammenwirken, sie gut zu erziehen.“ Vor dem Pfarrer aber, mit dem sie viel zu reden hatte, kniete sie vor dem Weggehen nieder, sprechend: „Hochwürden, meine Kinder waren nicht bei mir, als der Pfarrer mich zu ihrer Mutter einsegnete. Ich bitte, erteilen Sie uns den Segen.“ So begann die Stiefmutter ihr „heiliges“, schweres Amt, welches nur Gehorsam, Liebe und Dankbarkeit belohnen könne“, wie der Seelsorger in einer kurzen Ansprache sich ausdrückte.

(Schluß folgt.)

Der hl. Vater und die Kommunionkinder.

Welcher kleine Erstkommunikant wüßte es nicht, daß Papsi Pius X. alle Bischöfe und Priester aufgefordert hat, die Kinder recht früh und recht oft zum Tische des Herrn zu führen.

Französische Kinder kamen auf den schönen Gedanken, dem hl. Vater dafür zu danken und ihm eine besondere Freude zu machen. Die Eltern und Geistlichen halfen den Kindern; 700 Erstkommunikanten im Alter von 7—10 Jahren fanden sich zusammen und reisten unter dem Schutze ihrer Eltern, Priester und Klosterfrauen nach Rom.

Am 14. April 1912 wurde die große Schar in die Sixtische Kapelle geführt. Auf der einen Seite standen die Mädchen in weißen Kleidern mit einem weißen Brautschleier über dem Haar; auf der andern Seite waren die Knaben aufgestellt, jeder mit

einer weißen Schleife am Arm. Hinter den Kindern standen die Eltern und die anderen Erwachsenen, die mitgekommen waren.

Dem kleinen 11jährigen Louis Biré aus Paris klopfte das Herz ein wenig ängstlich, sollte er doch den Papsi im Namen all' der vielen Kinder begrüßen. Als er aber vor dem göttigen Priesterarete stand, schwand alle Furcht. Mit klarer Stimme sagte er seinen Gruß:

„Heiligster Vater, wie die kleinen Kinder von Judäa sich einst um untern Herrn herumdrängten, so siehe auch jetzt uns, die kleinen Kinder Frankreichs, zu deinen Füßen. Wir kommen im Namen von 100,000 untern kleinen Brüder, die in der Heimat zurückbleiben mußten und die uns gern nach Rom beurlaubt hätten, um dir, heiligster Vater, für die Gunst, die du uns Kleinen erwiesen hast, schon in jüngeren Lebensjahren die hl. Kommunion empfangen zu können, untern Dank auszusprechen. Durch diesen Akt väterlicher Güte hast du, heiligster Vater, alle untern Herzen gewonnen, und wir werden nicht mehr davon ablassen, Tag für Tag für dich zu beten. Heute aber ist es uns, heiligster Vater, eine Freude, der hl. Kirche, untern Mutter, und dem, der sie so glorreich im Namen Gottes regiert, eine Treue zu versprechen, die durch nichts wird erschüttert werden können.“

Der Gruß und das Gelöbniß aus Kindermund erfreuten den Papsi sehr. Er winkte den kleinen Louis zu sich heran und streichelte ihm die Wangen.

Nun kamen vier Kinder und überreichten ein prächtiges Album. Darin standen Namen, 135,000 Namen. Es waren die Unterchriften der Kinder, die am Namensstage des hl. Vaters die hl. Kommunion für ihn aufgefördert hatten. Das war ein kostbares Geschenk. Denn schwere Sorgen erfüllten gar oft das Herz Pius X., und da bedarf er der frommen Fürbitte besonders. Die Kinder durften jetzt je zwei und zwei auf die Thronstufe steigen und den Ring des Papstes küssen. Alle erhielten eine silberne Medaille mit dem Bildnis des hl. Vaters. Die Medaille war auf weiße Seide gebettet und wurde von einer gelben Schleife gehalten. Der hl. Vater stieg vom Throne herunter und begab sich mitten unter die Kinder. Er unterhielt sich liebevoll mit ihnen und segnete sie.

Als die Kinder in einem großen Kreise um den päpstlichen Thron standen, hielt der hl. Vater eine tief ergreifende Anrede an die Schar. Er sprach von dem großen Glück, das die Vereiniung mit dem lieben Heiland uns bringt, von der Notwendigkeit, die Seele recht oft mit dem himmlischen Brote zu stärken und wünschte, alle eifrigen Kommunikanten zeichneten sich aus durch echte Frömmigkeit, durch Fleiß in der Schule und durch gutes Betragen daheim und auf der Straße.

Ich kann mir denken, daß alle kleinen Erstkommunikanten gern mit nach Rom gepilgert wären. Wir wollen es uns aber nicht verdröhnen lassen, daß wir daheim bleiben mußten. Das Gelöbniß der Treue machen wir dann vor dem Tabernakel. Den Dank sollen wir dem hl. Vater durch untern frommen Fürbitte bei Gott und vor allem dadurch, daß wir seinen Wunsch, eifriger und besser zu werden, zu erfüllen streben.

Splitter.

Trunksucht.

Aus Pumpen Branntwein zu bereiten,
Ward erst erdacht in untern Ketten;
Daraegen ward es längst erdacht,
Wie man aus Branntwein Pumpen macht.
P. Sal Morel, „Spruchverse“.

Geiz.

„Da aller Geiz Götzendienst ist, so verfällt jeder dem Unglauben und Verderben, der sich nicht sorgfältig vor diesem Vasser in acht nimmt, wenn er auch den Glauben zu haben scheint, den er gering schätzt.“
St. Gregor der Große. An den Frankentönig Theodorich.